



Neunter Abschnitt.

Das Wasser als künstlerisches und als poetisches Element.

Wenn wir über die verschiedenen Stufen des Genusses nachdenken, welchen der Anblick der Natur gewährt, so finden wir, daß die erste unabhängig von der Einsicht in das Wirken der Kräfte, ja fast unabhängig von dem eigenthümlichen Charakter der Gegend ist, die uns umgibt. Wo in der Ebene, einformig, gesellige Pflanzen den Boden bedecken und auf grenzenloser Ferne das Auge ruht, wo des Meeres Wellen das Ufer sanft bespülen und durch Ufen und grünenden Seetang ihren Weg bezeichnen: überall durchdringt uns das Gefühl der freien Natur, ein dumpfes Ahnen ihres „Bestehens nach inneren ewigen Gesetzen.“ In solchen Anregungen ruht eine geheimnißvolle Kraft; sie sind erheitend und lindernd, stärken und erheben den ermüdeten Geist, besänftigen oft das Gemüth, wenn es schmerzlich in seinen Tiefen erschüttert oder vom wilden Drange der Leidenschaften bewegt ist.“
Humboldt, Kosmos I. 7.

Wir haben es versucht, dem Wasser auf seinem großen Kreislaufe überall hin zu folgen. Ruhelos und vielgestaltig, unsichtbar und überwältigend in seinem Auftreten, dem leisen Lusthauche gehorsam und Berge zum Sturze bringend, fanden wir es immer dasselbe, immer thätig, schaffend oder vernichtend, nährend oder zerstörend, zuletzt sogar Völkerentwicklung vermittelnd — wir fanden es überall, wir fanden es immer. So steht es also nun groß und gewaltig vor uns, für die von uns um so größer und gewaltiger, die es in vorstehender Darstellung zum ersten Male aufmerksam ansahen.

Wir alle haben dabei viel gewonnen, denn wir gewannen ein besseres Verständniß unseres Lebens, indem wir das Wasser und in ihm einen Hauptquell des Lebens der Erde erkannt haben.

Es bleibt uns aber noch eine Seite des Wassers übrig, diejenige, welche es unserem Gemüthe zukehrt. Diese Seite des Wassers möchte keiner von uns allen missen. Indem wir ihr noch einige Blicke zuwenden, wird unsere

vielseitig auseinander gegangene Betrachtung einen ruhigen, einigenden Abschluß finden.

Es ist vielleicht unangemessen, wenigstens unnöthig, die künstlerische und die poetische Seite des Wassers zu trennen, denn beide sind ja eigentlich nicht zwei, müssen einander als Eins durchdringen; ein Kunstwerk, das nicht zugleich poetisch und eine Poesie, die nicht zugleich ein Kunstwerk ist, ist weder ein Kunstwerk noch eine Poesie. Daher wird es mir vielleicht nicht gelingen, soll es auch nicht, in dem Nachfolgenden beide Beziehungen neben einander hervortreten zu lassen.

In jedem Menschen schlummert ein Künstler und ein Dichter, und in Jedem erwacht er mindestens einmal, und wenn er dann auch nicht zu Feder und Pinsel griff, so war er es doch nicht minder, denn das Dichten macht nicht den Dichter, das Malen nicht den Künstler.

Es giebt der Wekrufe dazu mancherlei in der Natur und, beiläufig gesagt, ich messe die Natur hier nicht mit dem kurzen Maaße eines Professors der Naturgeschichte, sondern mit dem weiten Maaße Dessen, dem nicht bloß die Verwandlung der Insekten und der Nestbau der Vögel und der überraschende sogenannte Instinkt des Elephanten zur Natur und ihrer Wissenschaft gehört, sondern auch der ganze Mensch mit sammt seinem ganzen geistigen Sein.

Wie Vielerlei in der uns umgebenden Natur es auch sein mag, was in uns die Saiten erklingen läßt, nichts thut es öfter und wirksamer und manchfacher, als das Wasser. Schon das allgemeine Urtheil findet die Schönheit einer Gegend erst durch das Dasein des Wassers vollendet, und auch der schöne Wald ist schöner, wenn durch seine Laubkronen der Sonnenstrahl auf einen kleinen Wasserspiegel trifft.

Es war manchmal sogar nicht zu vermeiden, daß bei unseren Wanderungen durch das große Gebiet des Wassers eine poetische Wallung über uns kam, denn darin liegt eben die Macht des Erhabenen, daß wir uns ihr nicht entwinden können*), und bei aller Verpflichtung, die wir haben, die Natur

*) Gerade in diesem Buche und an dieser Stelle finde ich mich veranlaßt und glaube mich berechtigt zu einem Urtheile über eine leider sehr zur Mode gewordene Sitte gewisser Verfertiger sogenannter populärer naturwissenschaftlicher Bücher. Manche derselben verfolgen nicht

zu kennen, sollen wir sie auch empfinden. Leider artet dieses bei Vielen leicht in Empfindeln aus, was nur eine bleichsüchtige Naturanschauung giebt.

Das Verhältniß der Naturwissenschaft zu der Poesie hat in neuerer Zeit ebenso wie das zu Religion, Moral und Philosophie vielfache Besprechungen gefunden und zwar zum Theil der allerheftigsten Art. Es ist unsere Sache nicht, darauf hier einzugehen; nur über das erste der bezeichneten Verhältnisse müssen wir uns klar werden.

Man braucht noch gar nicht auf der Höhe der neueren Naturforschung zu stehen, um über manche Dichter-Auffassung natürlicher Dinge zu lächeln, denn den einfachsten Naturgesetzen werden in lyrischen Gedichten poetische Schnippchen geschlagen. In manche Aeußerungen in dieser Richtung scheinen fast anzudeuten, daß man den Zwiespalt zwischen dichterischer Auffassung und wissenschaftlicher Lehre aufrecht zu erhalten wünsche oder dessen Ausgleichung mindestens sehr unbequem finde; denn welche andere als diese Anschauung kann dem Vorwurfe zum Grunde liegen, daß die immer tiefer dringende Naturforschung die Natur des poetischen Reizes entkleide? Zu diesen Aeußerungen zähle ich allerdings nicht Schiller's „Götter Griechenlands“, wie es neuerdings ein Philosoph gethan hat, der die Naturwissenschaft mit vielen Worten gegen die Schiller'sche Anklage in Schutz nimmt; denn Schiller's Anklage ist nicht gegen die wissenschaftliche Naturanschauung als solche, sondern gegen etwas ganz anderes gerichtet, was in jenem Gedichte mehr zwischen als auf den Zeilen steht. Ueberhaupt ist dieses vielmehr eine Klage als eine Anklage.

sowohl das Ziel, ihre Leser zu unterrichten, sondern sie staunen zu machen, was allerdings leichter und bequemer ist, als in schlichter, wenn immerhin auch gehobener, Rede die Wissenschaft anschaulich zu machen. Das Wort „Wunder“ ist auf dem Titel solcher Bücher förmlich heimisch geworden und hat den Verfassern und den Verlegern derselben — viel Geld eingebracht.

Diese Wunderliteratur ist durch und durch verwerflich, wenn sie namentlich, wie in den „Wundern der Urvwelt“ von dem Pseudonymen Zimmermann, mit dicken, unwahren Farben malt. Sie ist eine Geringschätzung der Wissenschaft und der Leser zugleich, indem sie die erstere noch apart würzen zu müssen glaubt, und den letztern den Geschmack an der schlichten Wissenschaft nicht zutraut.

In obigen Textesworten liegt übrigens keineswegs eine thatsächliche Rechtfertigung dieser Wunderbücher und ein mir selbst entschlüpftes Eingeständniß des von mir gerügten Fehlers, denn zwischen maulauffperrendem Erstaunen und poetischer Erhebung ist ein sehr großer Unterschied.

Dersted nennt solche Anklagen schlecht überlegt, „denn die Hauptsache bleibt doch, daß unser geistiges Dasein durch die Einsicht, welche Irrthümer vernichtet, erhöht und veredelt wird;“ und dann fährt er fort: „alle solche Verluste werden für den wahren Dichter nicht viel zu bedeuten haben, aber können freilich peinlich sein für die nicht wenigen Pfleger der Dichtkunst (der Uebersetzer hätte Dersted's Sinn wahrscheinlich mit Ausüßer der Dichtkunst besser getroffen), welche meinen, einen an sich unpoetischen Gedanken dadurch poetisch gemacht zu haben, daß sie ihn in Prachtstücke aus der poetischen Kistkammer einer verschwundenen Zeit einkleiden.“

Man begegnet zuweilen einer Verstimmung der „Literaten“ — in der längst gebräuchlich gewordenen beschränkenden Anwendung des Wortes — über die hohe Gunst, in welcher die naturwissenschaftliche Volksliteratur jetzt steht, und manche sehen sich zu der Concession gedrungen, in den Spalten ihrer Zeitschriften der Naturwissenschaft in einem vorgeschriebenen Kleide den Zutritt zu gestatten. Die Verstimmung sollte zur Selbsterkenntniß und zur Beachtung der deutlich genug ausgesprochenen Zeitrichtung führen. Die Lesewelt ist es nach und nach gründlich müde geworden, die zur Schilderung der herkömmlichen lyrischen Situationen gebräuchlichen Wörter in tausend und aber-tausend Gedichten bald so bald so verfest zu finden. Unsere Zeit ist die Zeit des Lernens, in der man mit den Mitteln der Phantasie nicht mehr ausreicht.

Wer nun freilich mit vollen Händen in die Fächer der Naturwissenschaft greifen wollte, um die ergriffenen Ingredienzen mit poetischem Kitt zu Naturgedichten oder Naturgemälden zusammen zu fügen, der würde einen argen Mißgriff thun. Einen solchen nenne ich selbst noch viele von den Gedichten Thieme's, die ohne die beigefügten wissenschaftlichen Erläuterungen für den unangelehrten Leser unverständlich sind. Vortrefflichere Naturgedichte als die Otto Ue's in der „Natur“ kenne ich nicht, deren einziger Fehler nur ihre Seltenheit ist. Theodor Mügge's Naturschilderungen in seinem „Afraja“ können sich den berühmten Humboldt'schen an die Seite stellen.

Aehnlich wie den Dichtern ergeht es den Malern. Das Volk will nicht mehr Bilder aus dem Bereiche des folgenden Humboldt'schen Satzes sehen: „die dogmatischen Ansichten der vorigen Jahrhunderte leben dann nur fort in den Vorurtheilen des Volks und in gewissen Disciplinen, die, in

dem Bewußtsein ihrer Schwäche, sich gern in Dunkelheit hüllen“*). Das Volk will durch Malerei und Dichtkunst verklärte Natur.

Vor Allem haben wir es hier mit der Landschaftsmalerei zu thun. Sie hat sich immer mehr gedrungen gefühlt, in ihren Darstellungen die Wahrheit und Wirklichkeit der Natur ins Auge zu fassen und manche Landschaftsmaler haben den Weg glücklich gefunden, der zwischen der phantastischen und der starr naturwissenschaftlichen Auffassung liegt.

Das Wasser bietet sich aber nicht bloß dem gedichteten Liede und dem gemalten Bilde dar, sondern auch dem Liede und Bilde in unserem Innern, und gleichen Schrittes mit seiner Vielgestaltigkeit gestalten sich die Eindrücke. Wie anderes empfinden wir, wenn Schneemassen vorübergehend die vor uns liegende Flur oder wenn sie den aufragenden Alpengipfel ewig verhüllen.

In der poesielosen, fruchtbeladenen Ebene, die neben Langeweile nur das prosaische Gefühl des Sattseins hervorrufen kann, fliegt unser Auge empor nach dem weiten Himmelsraume und saugt aus den Wolkenformen die unten mangelnde Befriedigung. Der einigermaßen kunstgeläuterte Geschmack verfehlt dann nicht leicht, am Wolkenhimmel kritische Studien zu machen; denn es giebt vielleicht kein Gebiet der darstellbaren Natur, auf dem man so bestimmt lernen könnte, daß die Natur nicht überall „malerisch“ schön ist, daß zu einem schönen Bilde mehr als bloß die treue Nachahmung der Natur gehört. Es ist bezeichnend für die ästhetische Bedeutung der Wolkenformen, daß sich Göthe, der freilich stets mit der Natur in innigem Zusammenhange stand, von Howard's Eintheilung und Benennung der Wolkenformen zu den bekannten Gedichten auf diesen und seine Schöpfungen begeistert fühlte.

Es gehört aber auch unleugbar die Wolke zu den schönsten Wandlungen des Wassers, wie sie zugleich die reichste an Mannfaltigkeit der Form und Farbe ist. Wie sie uns den Spaziergang in der ermüdenden Ebene belebt und vergeistigt, so ist sie in der Hand des geistvollen Malers ein wirksames Mittel, seinen Landschaften dichterische Stimmung zu geben. Leider aber begegnet man nicht eben vielen Landschaften weder der älteren noch der neueren Zeit, in denen die Wolken mit dem Charakter der dargestellten Ansicht in einem noth-

*) Kosmos I. S. 5.

wendigen harmonischen Zusammenhange stehen. Selbst darauf findet man oft wenig oder keine Rücksicht genommen, daß jede Jahreszeit und jeder Himmelsstrich ihren eigenthümlichen Wolkencharakter haben.

Für den reisenden Naturfreund haben die Wolken noch eine ganz besondere Bedeutung durch ihre Schatten, die sie auf die Gegend werfen, mögen sie über die hochstehende Sonne wegziehen oder diese beim Unter- oder Aufgange zwischen sich hindurchblitzen lassen. Die Ansicht einer weiten, hügeligen Landschaft von einem hohen Standpunkte ist bei voller Tagesbeleuchtung und wolkenlosem Himmel oft leblos und gewissermaßen unverständlich, weil das volle Licht das Relief nicht hervortreten läßt. Ziehende Wolken Schatten bringen Verständniß und Bewegung in das Bild.

Das Kommen und Scheiden der Sonne wird durch die Wolken zu einer Festlichkeit voll Glanz und Leben, während es ohne sie eine majestätische Feierlichkeit ist. Scheinen nicht die in allen Abstufungen gerötheten Wolken einander zuzurufen, welche von ihnen der scheidenden Herrin näher stehe — welche sie, nachdem sie schon geschieden ist, noch sieht, bis endlich auch die am Abendhimmel am höchsten stehende Wolke sich entfärbend eingestekt, daß auch sie die geschiedene nicht mehr erblicken kann. Wenige Minuten noch und in dem düstern Grau der Trauer stehen die Verlassenen am dunkelnden Himmel.

Noch ergreifender ist der Gegensatz an der glühenden Alpe, deren ewiger Schnee das feurige Roth flüssigen Eisens annimmt, in scharfem Gegensatz zu dem kalten Blau des tieferliegenden, nicht mehr bestrahlten Schnees. Langsam rückt die Grenzlinie empor, bis endlich die letzte glühende Spitze verglimmt und plötzlich das vorher durch den Gegensatz bedingte Blau einem leichenhaften Grauweiß weicht.

Der manchmal kindische Streit, ob Dieses oder Jenes schöner sei, verstummt vor der ruhigen Majestät der Schneeriesen des Berner Oberlandes; oder wagt es Jemand, ihnen zu sagen, wenn sie in ihrer blendenden Reinheit das volle Tageslicht neben blauen Schatten zurückstrahlen, daß sie glühend schöner seien, — wer wagt das Umgekehrte zu verfechten?

Wer kann noch mäkelnd an jene denken, wenn er in einer blauen Eiscoullisse des Rosenlani-Gletschers steht, aus deren Wänden ringsum die „Zuwelen“ demantähnlich funkeln und die tausend abtropfenden Wasserperlen und

riefelnde, das Eis zernagende Quellschen von Schmelzwasser ein melodisches Getön verbreiten?

Wenn der Gedanke den mächtigen Gletscherkörper durchschaut bis hinunter auf seine ewig unsichtbare Bahn, und man, ohne es zu sehen und zu fühlen, doch weiß, daß der starre Riesenleib mit uns abwärts gleitet und dabei in ewiger Verjüngung keinen Augenblick derselbe bleibt, wenn man daran denkt, daß das Eis der unreinen Oberfläche, auf der man steht, vor Jahrzehenden als lauterer Hocheis in stundenweiter Entfernung in dem Kessel des Schneefeldes strahlte — wenn man so den Gletscher geistig durchdringt, so erscheint uns in ihm das Wasser, der muntere Wanderer, in den Banden einer Verzauberung.

Nicht weit haben wir zu gehen, um die Tropfen, von denen die Sonnenstrahlen den Bann lösten, als muntern Bach zu finden, der sich von tausend Hindernissen nicht abhalten läßt, weiter, immer weiter zu dringen, bis er, an hoher Felsenkante angekommen, in kühnem Sprunge hinunterstürzt in das Thal, daß die auf kurzem Laufe verbundenen sich wieder in tosendem Gewimmel in der Luft entzweien, als erinnerten sie sich der Zeit, wo sie auf hoher Alpenzinne als tanzende Flocken niederfielen. Doch unten sammeln sie sich wieder und prüfen ihre junge Kraft am Mühlrade, das ihnen der Mensch auf ihren müßigen Weg hingestellt hat. Und weiter geht ihr Lauf durch das blühende Thal; sie halten treu und innig zusammen als starker Bach und plaudern unterwegs mit den Blumen am Ufer, denen sie von ihren Alpenschwestern Grüße bringen. Bald aus jener, bald aus dieser Felsenfchlucht kommt ein junger Reisegenosse herzugelaufen, und in Eins verbunden geht es vorwärts. Plötzlich sehen sich die Verbrüdereten getrennt, denn der grüne Alpensee nahm den ankommenden Bach auf, daß sich dessen Tropfen darin verlieren. Doch nein, sie erkennen einander noch an ihrem unsaubern Reiskleide, durch das sie von den klaren Wellen des Sees so sehr abstechen, daß sie sich schämen und sich säubern. Die alten Reisespuren lassen sie eilig fallen und kaum ein Viertelstündchen dauert's, so unterscheidet man sie kaum noch, und wo bald nachher links der siebenstufige „Gießbach“*) hereinschäumt, da kann man schon er-

*) Siehe das Titelbild. Ich nenne den Gießbach nicht den schönsten Wasserfall der Schweiz, denn wer mag zwischen ihm und den Reichenbachfällen, dem Handeckfall der Aare, dem Staubbach und anderen Schiedsrichter sein? Zu den genannten kommt namentlich noch der reizende Wandelbach und Oltzbach im Meiringer Thale und im Hintergrunde

rathen, daß unten bei Unterseen die Gäste des Sees an Lauterkeit alle Eins von ihm Abschied nehmen werden.

Ich habe meine Leser und Leserinnen unwillkürlich aus dem Reiche der Phantasie in einen der reizendsten Winkel der Wirklichkeit gelockt, in die Umgebung des Brienzner Sees, wo die Wasserfälle wie zur Tagesfahrt zusammen angekommen sind. Sei dies der Scheideweg, wo wir vom Wasser Abschied nehmen. Ich beraube nicht länger Euch, die Ihr bisher mich begleitet habt, des Genusses, mit eigenen Farben das poetische Bild des Wassers Euch selbst weiter auszumalen. Es ist wohl Mancher unter Euch, den einst das Wasser selbst hinüber trug zu seinem majestätischen Niagara, wie jetzt wohl keiner unter Euch sein wird, der den Wasserkultus der Naturvölker nicht begriffe.

Und wo Ihr jetzt mit meinem Buche in der Hand auch weilen mögt, das wohlthätige Element, dem wir unserem Anfange zum Troste diesen Namen in dankbar menschlicher Auffassung wieder zurückgeben, es ist Euch nahe. Wenn ich so glücklich sein sollte, Einem von Euch zum ersten Male den Gedanken aus der Zerstreung des Lebens ganz und fest auf das Wasser gerichtet zu haben, so durchbebt ihn nun wohl das Gefühl, das in Worten lauten würde:

Das ist das Wasser?!

des Lauterbrunnenthales der einsame Seefinenbach und der großartige Schmadrabach. Sie alle kommen als Aare und Lütchine im Brienzner See zusammen, in den nur der Gießbach als Herrscher über alle unmittelbar mitten hinein springt. Wahrlich, wer den wechselvollen Reiz des Wasserfalles genießen will, der hat keine Wahl. Dicht neben des Gießbachs kühnem Sprunge steht für ihn noch das trauliche Hospitium des Schulmeisters Kehrl, wo ich für meine Arbeit im vorigen Herbst erquickende Nahrung fand.